

## „VERLEGER IN ÖSTERREICH ODER ÖSTERREICHISCHE VERLEGER?“

von  
MURRAY G. HALL

Wien

Ausgangspunkt meiner Überlegungen zum Thema dieser Tagung, nämlich „das Spezifische der österreichischen Literatur“ ist ein Aufsatz bzw. Artikel von Joseph Roth, der am 29. August 1937 in der Wochenschrift *Der Christliche Ständestaat* erschien. Er trägt die Überschrift „Verleger in Österreich oder österreichische Verleger?“. Auf die 30er Jahre bezogen, drückt sich diese Frage nicht im Gegensatzpaar „österreichisch und deutsch“, sondern „österreichisch in der Abgrenzung zum Nationalsozialismus“ aus. Der in der Überschrift Roths implizierte Bezug zur gängigen Frage „Gibt es eine österreichische Literatur?“ – eine Frage, deren versuchte Beantwortung in der wissenschaftlichen Literatur vor allem seit 1945 kaum mehr überschaubar ist, mag zunächst fremd erscheinen. Denn gewöhnlich argumentiert man für oder wider vom Thematisch-Inhaltlichen und nicht vom Standpunkt der Institutionengeschichte her, wie ich es versuchen möchte. Die Frage der Existenz oder Nichtexistenz einer „österreichischen Literatur“ oder die Propagierung bzw. Hervorhebung einer solchen zu verschiedenen Zeiten hängt meiner Meinung nach mit einem fehlenden Österreich-Bewußtsein bzw. mit einer fehlenden eigenständigen kulturellen Identität auf das engste zusammen. Ich meine damit eine gewachsene Identität und nicht einen von oben verordneten Patriotismus im Sinne der Österreich-Ideologie des Ständestaats. Analog zur Bezeichnung der Ersten Republik Österreich als ein Staat, den keiner wollte, könnte man für das österreichische Verlagswesen sagen, daß wir es meist mit Verlagen mit einer nicht-österreichischen Identität zu tun haben. Dieser Gedanke ist natürlich nicht sonderlich originell, aber er ist Fazit einer österreichischen Verlagsgeschichte der Zwischenkriegszeit.

Auf weite Strecken möchte ich behaupten – zumindest bis Mitte der 30er Jahre, als es bereits zu spät war, fehlte es an einem Problembewußtsein in dieser Branche. Das ist aber angesichts der weitverbreiteten großdeutschen, später nationalsozialistischen Einstellung vieler Mitglieder nicht weiter verwunderlich. Es wurde also nicht als unnatürlich empfunden, daß Vermittlung und Produktion der heimischen Literatur vorwiegend im Ausland erfolgten.

Vor und nach der Jahrhundertwende blieb die Situation annähernd die gleiche, wofür historische Gründe leicht herangezogen werden können. Kulturell waren die Beziehungen zwischen Deutschland und Deutsch-Österreich ohnehin sehr eng, viel enger beispielsweise als die der Deutsch-Österreicher zu den nichtdeutschen Untertanen der Habsburger Monarchie. Das heißt, es wurde fallweise und vereinzelt bedauernd registriert, daß es einen starken Autorenexport und einen ebenso starken Literaturimport gebe, also wurden Manuskripte ausgeführt und als fertiges Produkt/Buch wieder eingeführt, aber dieser Zustand war kein lebenswichtiges Problem. Wohl wurde darauf hingewiesen, daß Geld ins Ausland fließe, Geld für Pro-

dukte, die man theoretisch auch im Inland herstellen konnte. Die Tatsache, daß etwa der belletristische Verlag „nie sehr entwickelt“ war, wurde auf verschiedene Umstände, aber nicht auf die Frage der kulturellen Identität, d.h. auf die Notwendigkeit einer eigenen, zurückgeführt. Kritiker verwiesen vielmehr auf die „mangelhafte Unternehmungslust der heimischen Verleger“, auf die „Trägheit der Verleger-tätigkeit“, auf die „Interesselosigkeit, mit welcher das österreichische Sortiment dem österreichischen Verlag begegnet“. Joseph Roth sprach von der „österreichischen Gleichgültigkeit“<sup>1</sup>. Diese Gleichgültigkeit den österreichischen literarischen Erscheinungen gegenüber sieht Roth als „die einzige Tradition“, die die, wie er sie nennt, „unselige Republik Österreich“ „vom alten Österreich“ übernommen hatte. Das waren natürlich alles sehr triftige Gründe. Die Abhängigkeit der heimischen Verleger und Autoren vom deutschen Markt war gleichermaßen groß. Aber schon das Wort „abhängig“ suggeriert etwas aus heutiger Sicht, was damals nicht als ein Problem empfunden wurde. (Und zudem war und ist es einem Buchkäufer gleichgültig, ob ein Werk eines heimischen Autors, das er lesen wollte, in einem Berliner oder Wiener Verlag erschienen ist).

Die Geschichte des österreichischen Verlags präsentiert sich insgesamt als das Spiegelbild der Bemühung um eine österreichische Identität, ja die Bemühung und ihr Scheitern. Aber man muß diese Kritik insofern relativieren, als die Existenz oder Nichtexistenz dieser nationalen kulturellen Identität so lange von sekundärer Bedeutung war, als zwischen Deutschland und Österreich ein freundschaftliches Einvernehmen bestand bzw. solange die Existenz des Staats nicht gefährdet war. Von offizieller Seite bestand keine Notwendigkeit, keine geistige Lebensnotwendigkeit, ein geistig oder wirtschaftlich autonomes/autarkes Verlagswesen zu haben. Der Mangel wurde erst zum Problem, als in Deutschland die Nationalsozialisten an die Macht kamen, nach 1933 also. Aber als man über diese Eigenständigkeit nachdachte, war es schon zu spät. Über einen längeren Zeitraum wurde die Eigenständigkeit durch interne und externe Einflüsse ausgehöhlt. Und jetzt erst wurde – für diejenigen, denen es etwas bedeutete – die im wirtschaftlichen Bereich nahezu vollständige kulturelle Abhängigkeit Österreichs von Deutschland sichtbar. Natürlich auch im Bereich des Buchs und der Buchproduktion.

Wenn man also die Frage stellt: „Verleger in Österreich“ oder „österreichische Verleger“, dann müßte man sagen, daß erstere Gattung vorherrschte. Und das scheint mir in diesem Zusammenhang ein weiteres Spezifikum zu sein.

Es hat tatsächlich mehrere Verlage gegeben, die in der „Pilzatmosfera“ der Nachkriegszeit mit dem Anspruch auftraten, den langersehnten österreichischen Verlag zu gründen. Nehmen wir als prominentes Beispiel die kurzlebige „Wiener Literarische Anstalt“, kurz WILA genannt. So liest man in einer Zeitungsnotiz aus dem November 1919:

„Die Gründung der Wiener Literarischen Anstalt entsprach dem Bestreben einer

---

<sup>1</sup> Verleger in Österreich oder österreichische Verleger? In „Der Christliche Ständestaat. Österreichische Wochenhefte“, 4. Jg., Nr.34, 29. August 1937, S. 803-804; hier S. 803. Verwiesen wird hier auf die folgende Arbeit des Verf.: *Österreichische Verlagsgeschichte 1918-1938*. Band 1: Geschichte des österreichischen Verlagswesens; Band II: Lexikon der belletristischen Verlage. Wien 1985.

Anzahl von Männern, den österreichischen Belletristen im Vaterlande eine Heimat zu bereiten, sie vom Auslande (gemeint ist hier Deutschland!) unabhängig zu machen. [...] Wollen wir hoffen, daß der Verlag die besten Wege für seine Tätigkeit entfaltet, daß es ihm gelingt, den österreichischen Buchhandel dem deutschen gleichzustellen!“<sup>2</sup> Diese Argumentation hat noch nichts von der Österreich-Ideologie des Ständestaats, sondern ist eher pragmatisch.

In einem Vorwort des Verlages zu einem Almanach auf das Jahr 1921 heißt es: „Als vor etwas mehr als einem Jahre die Gründung der Wila im Freundeskreise beschlossen war, wurde als oberster und erster Grundsatz festgestellt, die Wila müsse deutschösterreichisch in zweifacher Richtung werden. Deutschösterreicher sollten in erster Linie ihre Autoren sein und mindestens ein Gutteil ihrer Veröffentlichungen sollte die Kunst- und Kulturschätze unseres Heimatlandes möglichst weiten Kreisen bekanntmachen. [...] Erfreulich und uns den schweren Weg erleichternd, war das lebhafteste Interesse, das die namhaftesten Autoren Österreichs dem neuen Unternehmen zuwandten. Dies ermöglichte der Wila, Werke heimischer Autoren zu bringen“.<sup>3</sup> Was man unter „österreichisch“ verstand, geht aus einer späteren Passage hervor, in der es heißt: „Fast zwei Drittel der verlegten Werke behandeln teils in Roman und Gedicht, teils in wissenschaftlichen Abhandlungen und Erinnerungen österreichische Kulturerscheinungen, Personen und Verhältnisse“.

Ein langjähriger Förderer des Gedankens eines österreichischen Verlags war Hermann Bahr. Knapp vor der Jahrhundertwende war er an der Gründung des „Wiener Verlags“ beteiligt gewesen, und mit der Gründung der Wila war sein „Wunsch, in einem österreichischen Verlag unsere wesentlichen Begabungen versammelt zu sehen“, in Erfüllung gegangen, wie er meinte. In seinem einleitenden Essay zum Verlagsalmanach 1921 (geschrieben September 1920) versucht Bahr die österreichische Besonderheit, die Identität im eigenen Stamm zu ergründen. Unfrei nach dem Gedankenspenden Josef Nadler heißt es:

Das Leben ist diesem bayrischen Stamm in Österreich nicht leicht gemacht worden, er hat es sich täglich von neuem Schritt für Schritt erobern müssen, immer von fremder Art bedrängt, gehemmt, fast erdrückt, aber eben dadurch doch der eigenen nur desto heftiger und inniger bewußt, in täglicher Not immer wieder auf sich selbst zurückgewiesen, in sich selbst zurückgewiesen, immer wieder zur Selbstbesinnung genötigt, zur Selbstverteidigung genötigt, vor allem aber auch, was dem zur Form so wenig begabten Deutschen am schwersten wird und daher den unbedrohten Stämmen fast nie ganz gelingen will, zur Selbstdarstellung genötigt: was er ist, auch erscheinen zu lassen, sein inneres Wesen nicht bloß durch die Tat auszudrücken, sondern selber auch zum Bilde des eigenen Wesens zu werden, sozusagen gleich auch noch sein eigenes Plakat leibhaftig zu sein, das hat kein anderer deutscher Stamm mit solcher Anmut vermocht, das hat auch der dazu schon von Natura sehr begabte, ja wie prädestinierte bayrische doch erst in Österreich ganz erlernt. Er hat es in der ihm aufgedrungenen geschichtlichen Gemeinschaft mit Slawen, Ungarn und Lateinern erlernt. Und wenn diese Gemeinschaft auch jetzt zergangen ist, ihr Siegel im österreichischen Deutschen könnte nur mit ihm selber verlöschen. Wer aber möchte

<sup>2</sup> „Wiener Mittags-Zeitung“, 4. November 1919, S. 3.

<sup>3</sup> Vorwort des Verlages, in Wila-Almanach auf das Jahr 1921, Wien-Leipzig 1920, S.14.

die österreichische Farbe im deutschen Wesen missen Es wäre verarmt<sup>4</sup>.

In der Schaffung eines österreichischen Verlags sieht Bahr die Gewähr dafür, daß „Österreichisches“ österreichisch bleiben kann:

Seit je gingen unsere Schriftsteller, in dem begreiflichen Wunsch, nicht bloß zum eigenen Stamm, sondern zum ganzen Volke zu sprechen, mit ihren Werken gern aus Österreich weg. [...] Die Folge war, daß diese österreichischen Werke, mit Werken der anderen Stämme vermischt, nicht in ihrer Eigenart wirkten, nicht durch das was sie für sich allein, was sie vor den anderen voraus, sondern nur durch das was sie mit den anderen gemein hatten. Das Österreichische wurde verwischt, seine Wirkung erstickt, nur was an einem Österreicher nicht österreichisch war, wirkte draußen, der Österreicher wirkte draußen um so mehr, je weniger er österreichisch war. [...] An Versuchen, einen österreichischen Verlag zu schaffen, hat's nicht gefehlt. Wenn sie nicht glückten, oder doch höchstens allenfalls halb, so lag das weniger am Mißgeschick ihrer Unternehmer, sondern daran, daß ein paar große Namen, auch die besten, nicht genügen, so lange sich ein solches Unternehmen nicht auf den ersten Blick als etwas Besonderes ankündigt, das, so wie es ist, eben nur von Österreichern, nur in Österreich geleistet werden kann. (ebda., S. 16 f).

Als Parallelbeispiel zitiert Bahr die Wiener Werkstätte. Doch die „Wila“ überlebte nicht lange und ihre selbstaufgelegte Mission blieb unerfüllt.

Ein weiteres Zeugnis zum Thema „österreichischer Verlag“ stammt aus der Zeit des „neuen Österreich“ (ein Begriff, der offenbar als Kontrast zur Bezeichnung „Neues Deutschland“ diente), des Ständestaats. Nun aber wird der Begriff defensiv verwendet, als Opposition, als Abgrenzung zum nationalsozialistischen Deutschland. Mitte November 1936, also am Vorabend der Gründung des „anti-österreichischen“, weil nationalsozialistisch gesinnten, „Bund der deutschen Schriftsteller Österreichs“ wurde ein Österreichisches Dichtertreffen abgehalten, bei dem Theodor Heinrich Mayer (ein mäßig erfolgreicher Autor) eine Denkschrift über die Lage und die Wünsche des österreichischen Schrifttums vortrug<sup>5</sup>. Während Anfang der 20er Jahre im Fall „Wila“ die Staatsbürgerschaft eines Autors und österreichische Themen den „österreichischen Verlag“ ausmachten, weil nur ein solcher das Österreichische pur hütete, war es nun die eigene Vergangenheit, die im Mittelpunkt der Diskussion stand. Mit einem Seitenblick bzw. Seitenhieb auf die deutschtümelnden Kollegen sagt Mayer:

Aber die österreichischen Dichter, für die i c h jetzt spreche, die nie von ihrer ehrlichen österreichischen Linie abwichen, österreichische Tradition hochhielten, weil sie in Österreichs großer Vergangenheit das sicherste Unterpfand für Österreichs glückliche Zukunft erblickten, der Heimat und ihrer guten, deutschen, aber österreichisch betonten Art treu blieben, die waren immer nur auf ihre eigene Kraft angewiesen,

<sup>4</sup> Hermann Bahr, *Einleitung*, in *ebda.*, S. 15-20; hier S. 15 f.

<sup>5</sup> Dr. Theodor Heinrich Mayer, Denkschrift über die Lage und die Wünsche des österreichischen Schrifttums, vorgebracht beim Österreichischen Dichtertreffen am 16. November 1936. (Österr. Staatsarchiv, Abt. Allg. Verwaltungsarchiv, Vaterländische Front, Karton 38).

wurden wohl an den Zahl immer kleiner, aber die wenigen, die blieben, die erlahmten nicht in ihrem aktiven Bekenntnis zu Österreich, [...].

Österreichisch ist für Mayer auch ein Autor, der in der besten Tradition der Vordenker des Ständestaats die Loslösung Österreichs vom Parteienstaat begrüßt und sich zur großen „Kulturmission bekennt“, die geistige deutsche Vormacht im Südosten deutschen Raumes zu sein“. Aber:

„Es fehlt uns der große repräsentative österreichische Verlag! Wir haben eine Reihe gut geführter Verlage in Österreich, die jeder in seinem individuellen Rahmen Vorzügliches leisten. Aber dieser Rahmen ist bei keinem dieser Verlage so gefügt, daß er als bezeichnend für österreichisches bodenständiges Schrifttum gelten kann“.

Der von Mayer ersehnte „Idealverlag“ sollte eine durchaus staatspolitische Funktion erfüllen. In einer Schelte stellt er den Paul Zsolnay Verlag an den Pranger, da es seiner Meinung nach „ganz gewiß nicht in der Linie des heutigen Österreich [liege], wenn uns etwa [...] der Gründer Roms als Vorläufer der heutigen politischen Entwicklung im deutschen Reich vorgestellt werden – ein Mißbrauch historischer Gestaltung, der erst jüngst von maßgebendster Stelle im Reich gebührend angeprangert wurde“. Die „peinliche Geschmacklosigkeit“ (so Mayer) mit einem Buch über Friedrich den Großen im selben Verlag, sei „ein Byzantinismus, der mit österreichischem Wesen aber schon gar nichts zu tun hat!“.

Der österreichische Autor müsse sich nun zum „neuen Österreich“ aufrichtig bekennen. Mayer scheint hier eine Art von Rückzugsgefecht zu führen, indem es nicht bloß einen repräsentativen heimischen Verlag verlangt, um österreichische Literatur zu pflegen, sondern er will die Literaturproduktion auch „patriotisieren“, indem Autoren die „Sendung österreichischen Schrifttums“ huldigen (Stichwort aus der Denkschrift: „Wiedererweckung der großen österreichischen Tradition von der Bühne her!“) Er fordert „Aktivismus für Österreich“, und zwar in einem defensiven Sinn und mit der üblichen Staatsdichotomie:

Darum brauchen wir einen Verlag, der in wahrhaft deutschem und wahrhaft österreichischem Sinn geführt wird, keine Verherrlichung von Gestalten bringt, die nun einmal mit wesenhaftem Österreichertum nichts zu tun haben, aber dafür und hoffentlich für immer wieder die Brücke zum Reich darstellt, die nur auf den Fundamenten der Wahrheit aufgebaut werden kann!

Ein solcher Verlag hätte für jenes österreichische Schrifttum zu werben, das sich nie an politische Strömungen angebiedert hat, sich aufrecht und aktiv tätig zur Österreich bekennt – niemand weiß es besser als ich, daß damit nicht die leiseste Stellungnahme gegen das Reich verbunden zu sein braucht! Dieser Verlag sollte nicht nur Belletristik verlegen, sondern auch wissenschaftliche Bücher, die auf Grund unangreifbaren Tatsachenmaterials endlich einmal und für alle Zeit die Geschichtslügen über Österreich widerlegen und so die Liebe zu diesem stets seiner großen, deutschen großdeutschen Sendung treu gebliebenen Land erwecken.

So wird versucht, den Verlag als Identitätsträger zu institutionalisieren. Dementsprechend lautet auch Mayers Formel für die Aufgabe der Literatur: „Österreich so darzustellen, wie es war und ist, für dieses Österreich einzustehen und zu werben

und mit aller Kraft schöpferischen Geistes und mit aller Liebe zur Heimat“. Aber er bleibt Realist, verlangt einen „wahrhaft bodenständigen Verlag“, der aber „auch im Reich so fest verankert ist, um das dortige Absatzgebiet zu erschließen und der Werbung für das wahre Österreich nutzbar zu machen“. Schlußfolgerung Mayers: man möge eine selbständige Zweigstelle des Staackmann Verlags in Wien etablieren und „der österreichische Dichter von heute muß betont österreichisch sein, dann erst tut er rechten Dienst an seiner Heimat und damit auch am deutschen Volk!“

Für manche Autoren allerdings, die sich auch als Österreicher gefühlt haben mögen, waren das Dritte Reich und der Ständestaat keine wählbaren Alternativen. Zu einer wahren Anklage, die eine kräftige Portion persönliche Polemik enthielt, geriet der bereits erwähnte Artikel von Joseph Roth. Wie Mayer, sieht Roth den imaginären österreichischen Verlag auch als Identitätsträger. Neben wohlgemeinten Ratschlägen landete Roth treffende Pointen, die allerdings an den Realitäten des Markts vorbeigingen. Da liest man:

Wir bleiben beim Thema. bei der österreichischen Literatur. Und wir stellen fest: daß sich der spezifische österreichische Geist nicht manifestieren kann, solange es keinen österreichischen Verlag geben wird. Bis jetzt haben wir nämlich nur Verleger in Österreich, aber keinen österreichischen Verlag<sup>6</sup>.

Für Roth hängt ein solcher Verlag mit der kulturellen Selbständigkeit zusammen: Man sichert die staatliche Selbständigkeit eines Landes nicht dadurch allein, daß man in der Armee die von den Sozialdemokraten eingeführten preußischen Teller- mützen abschafft und unsere alten, lieben Kappen einführt, [...]. Der österreichische Geist lebt in der spezifisch-österreichischen Literatur, die, selbst dort, wo sie liberalistischen Charakter und jüdische Influenzierung aufweist, noch schwarzgelb gefärbt ist, das heißt: österreichisch. (ebda).

Besonders kritisch steht Roth den jüdischen österreichischen Verlegern gegenüber, denen er vorwirft, „eifrig beflissen [zu sein], den Anforderungen der Goebbels und Rosenberg zu entsprechen“. „Also ereignet sich der groteske Fall, daß der katholische Staat Österreich jene j ü d i s c h e n Verleger beherbergt, die den heidnischen Anforderungen der Reichs-Schrifttumskammer gehorchen. Österreichische Autoren, die aus Gesinnungs- oder „Rassegründen“ von der deutschen Zensur abgelehnt werden, können also in ihrer österreichischen Heimat nicht erscheinen“. Hauptziel seiner Invektiven ist der übersiedelte Bermann-Fischer Verlag, obwohl er im allgemeinen auf keinen in jüdischem Besitz befindlichen österreichischen Verlag – von E.P. Tal zu Reichner, von Phaidon zu Paul Zsolnay gut zu sprechen ist. Roths verspätetes Rezept gegen die „literarische Korruption“:

Die wichtigen Aufgaben des österreichischen Schrifttums bestehen gerade im direkten oder indirekten Kampf g e g e n die Anforderungen, die heute an die deutsche Literatur gestellt werden. [...] Es kann nun einen österreichischen Verlag geben, den seine Bücher nicht direkt oder indirekt einer fremden Zensur unterwirft; einen universalen, der Idee: Österreich entsprechenden, freilich keinen regionalen, provinzialistischen, das Blickfeld einer „Scholle“ repräsentierenden Verlag, der die „Boden-

---

<sup>6</sup> Anm. 1, S. 804.

ständigkeit“ mit dem Kretinismus verwechseln würde; im Gegensatz eben zu jenen plötzlich „völkisch“ gewordenen Herren, die ihrer eigenen Großmutter einen „arischen“ Kretin vorziehen, wenn er nun nachweislich der Großvater eines ihrer Autoren ist.

Dies war natürlich leichter gesagt als getan, und vor allem vier Jahre nach der Machtübernahme Hitlers viel zu spät. Das Fehlen einer österreichischen Identität, die sich zugleich im Fehlen eines „österreichischen“ Verlags manifestierte, egal wie man ihn bestimmen möchte, rächte sich.

Alle diese Diskussionsbeiträge, die bezeichnenderweise im Ständestaat fallen, setzen aber verschiedenes voraus: erstens, daß die Verleger nicht nur Geschäftsleute, sondern auch Identitätsvermittler und -bewahrer zu sein hatten, was von den wenigsten behauptet werden kann und, daß sie zweitens vom forcierten Begriff des „österreichischen Menschen“, der österreichischen Mission, der österreichischen Sendung und dgl. geradezu beseelt waren.

Es war Ernst Karl Winter, der imstande war, das Dilemma des Ständestaats auf einen Nenner zu bringen:

das gegenwärtige politische Regime in Österreich, schreibt er, führe den politischen Kampf gegen Deutschland und lasse noch immer die kulturelle Kooperation mit Deutschland offen. Wörtlich: „Denn Österreich kann auf die Dauer nicht politisch gegen Deutschland Stellung beziehen, wenn es kulturell von ihm abhängig ist“<sup>7</sup>. Und weiter:

„Kein Zweifel: solange die Universitäten in Österreich nicht österreichische Universitäten, die Theater in Österreich nicht österreichische Theater, die Verlage in Österreich nicht österreichische Verlage sind, ist dieser Staat in seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit nicht gesichert. Kein Staat kann aus einer geistigen Substanz leben, die ein anderer Staat verwaltet“. Winters Vorstellungen einer Autarkie, d.h. des Schritts in die Unabhängigkeit vom Dritten Reich, bedingte den Anschluß an das einzige seiner Meinung nach mögliche geistige Hinterland, nämlich Europa. In England, Frankreich und Italien müsse Österreich demnach seinen geistigen Orientierungspunkt suchen. Um zu einem autarken Buchmarkt bzw. Verlagswesen zu gelangen, müsse man an eine besondere Aufgabe, nämlich „die Rekonstruktion eines deutschen geistigen Raumes, der außerhalb Deutschlands liegt“ herangehen. „Diesen Raum geistig zu organisieren, dem Leipziger nationalsozialistischen Buch das deutsche Buch österreichischer Prägung entgegenzustellen, ist eine österreichische Aufgabe. [...] Es müßte möglich sein, Zürich, Prag und Wien in eine geistige Front zu bringen, die das Leipziger Buch in den deutschen Sprachgebieten außerhalb Deutschlands aus dem Felde schlägt“.

Zum Schluß möchte ich das Beispiel eines Verlags anführen, der für alle diese Vorstellungen möglicherweise Verständnis aber kein Interesse hätte, das des Paul Zsolnay Verlags. Dieser war das größte, angesehenste und finanziell erfolgreichste Verlagsunternehmen im Lande. Von seinen Prinzipien her, ja schon von der Gründung weg (1923) war er nicht jener „österreichische“ Verlag, von dem über die Jahrzehnte

---

<sup>7</sup> Ernst Karl Winter, *Das österreichische Buch*, in „Wiener politische Blätter“. Hg. Ernst Karl Winter, 3. Jg., Nr. 5, 13. Oktober 1935, S. 225-228; hier S. 225.

die Rede gewesen war. Seinem Selbstverständnis nach war er ein deutscher in Wien ansässiger Verlag im Dienst der deutschen Literatur und Autoren. Damit keine Mißverständnisse entstehen: Der Verlag hat selbstverständlich Werke heimischer Autoren gepflegt, nur waren das für ihn deutsche Schriftsteller, genauso wie der Verleger sich als Deutscher fühlte. Und das Problem, das sich nach 1933 stellte, war: zwar deutsch, aber für manche nicht genug nationalsozialistisch zu sein. Ein frühes Zeugnis für die Prinzipien des Verlags ist ein Brief, den Paul Zsolnay Anfang 1925 an die Frau von Max Brod richtete:

Sie wissen, hoch verehrte gnädige Frau, der Sinn und Zweck unseres Verlages ist:

1. Die deutschen Dichter sind durch die trostlosen Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegszeiten schwer geschädigt. Es scheint daher notwendig, ihnen eine Heimstätte zu bieten, die ihnen all jene Vorteile zukommen läßt, die dem Wert ihrer Arbeit entsprechen. [...]. 2. In der Erfüllung unserer kulturellen Mission liegt es, wirklich bedeutende Werke der ausländischen Literatur dem deutschen Publikum zu vermitteln, doch nur unter der Voraussetzung, daß deren Herausgabe eine literarische Notwendigkeit darstellt. Im Interesse unseres erstgenannten Grundprinzipes ist hier strengste Auswahl geboten, um den größten Teil unserer Kraft den deutschen Dichtern zu widmen<sup>8</sup>.

Ein gutes Beispiel für diese „deutsche“ Identität im Gegensatz zu jener österreichischen, die von der Wila angestrebt wurde, liefert das erste Jahrbuch des Verlags für 1927. Der Verlag wandte sich an eine ganze Reihe von Verlagsautoren, mit der Bitte um eine Stellungnahme „zu einem der wesentlichsten Probleme der Jetztzeit: Deutschland und Europa“. Mit seinen Erläuterungen in Briefen an die Autoren war Verlagsleiter Felix Costa nach acht Jahren Republik im Herzen ein Deutscher geblieben:

Wir glauben an die Zukunft Deutschlands und an seine Führerrolle im Leben der Völker, wenn die Überzeugung durchgedrungen sein wird, daß ein guter Deutscher auch ein guter Europäer sein kann und das Europäertum Deutschlands erst jene Atmosphäre in Europa schaffen wird, in der sich geistige und kulturelle Hochleistungen voll auswirken können<sup>9</sup>.

Costa und Zsolnay waren bestimmt keine schlechten Österreicher, aber ihr Heimatland spielte gar keine Rolle. Und ihre Tragik in den 30er Jahren, als sie sich wiederholt mit Angriffen aus dem Dritten Reich konfrontiert sahen, lag in der Naivität zu glauben, das Eintreten für die „deutsche“ Literatur würde von den dortigen Machthabern honoriert werden. Ein Beispiel dafür liefert die erste Kritik Will Vespers in der *Neuen Literatur* gegen Verlag und Verleger im Juni 1934, als Zsolnay ein „Wiener Judenverlag“ genannt wurde, der nicht „die eigentlichen deutschen Dichter“ ver-

---

<sup>8</sup> Schreiben vom 31.1.1925, Archiv Paul Zsolnay Verlag, Ordner Max Brod.

<sup>9</sup> Schreiben Felix Costa an Theodor Däubler, 21.7.1926. Archiv Paul Zsolnay Verlag, Ordner Theodor Däubler.

ge<sup>10</sup>. In seiner Replik versuchte Zsolnay Vesper mit Argumenten beizukommen, die naiv und untauglich waren.

Unser Verlag ist kein Judenverlag. Es wurde von mir im Jahre 1923 gegründet. Ich selbst gehöre zur deutschen Minorität der tschechoslowakischen Republik, die auf exponierterem Boden für die deutsche Kultur eintreten mußte und muß, als es Deutsche in Deutschland mußten. [...] Aber selbst wenn ich rein arischer Abstammung wäre, würde ich als Auslandsdeutscher darauf keinen Wert legen, da bei uns lediglich die Einstellung zum Deutschtum und die Zugehörigkeit zur religiösen Konfession von Bedeutung ist<sup>11</sup>.

Während Vesper Halbinformationen und Polemiken veröffentlichte, bemühten sich Costa und Zsolnay mit dem Nationalsozialismus zu Hause und im Reich einen „modus vivendi“ zu finden, obwohl in ihren Augen der Verlag ein „deutscher“ Verlag war. Wie bereits bekannt ist, nahm der Verlag im Jahre 1934 mehr als ein Dutzend sog. nationale österreichische Autoren auf. Mehrere von ihnen hatten soeben dem „eigentlichen“ österreichischen Verlag in Leipzig, dem Staackmann Verlag, den Rücken gekehrt.

Aber bereits im Februar 1933 war der Verlag in Österreich über die bevorstehenden Umwälzungen im Reich gewarnt worden. „Ich bin kein Mann von rechts“, schrieb der Autor Kasimir Edschmid, „ich bin kein Nationalsozialist, weiß Gott nicht, aber es haben sich in Deutschland merkwürdige Umschichtungen im letzten Jahr vollzogen, Umschichtungen, die für Sie und den Absatz und die Beurteilung des Publikums von höchster Bedeutung sind. [...] Ich hoffe, Sie folgen meinem Rat, einen aufmerksamen Beobachter nach Deutschland zu senden“<sup>12</sup>. Costa antwortete, daß „uns hier in Wien die geistige Situation Deutschlands keineswegs unbekannt“ sei und „Wir glauben, uns durchaus klar darüber zu sein, was sich in Deutschland geistig ergeben wird – was uns gewiß den Wert Ihres Rates nicht herabmindert“<sup>13</sup>.

In den folgenden Jahren engagierte der Verlag mehrere Beobachter im Reich. Zu ihnen zählten Grete von Urbanitzky, Erwin Rainalter und Hanns Martin Elster, der eine besonders zwielichtige Rolle spielte. Der Verlag pochte auf eine lupenreine „deutsche“ Identität und verwies auf vergangene Verdienste an der deutschen Literatur, war aber scheinbar unfähig, die neue Situation einzuschätzen und zu keiner Zeit bereit, sich auf den österreichischen Markt zurückzuziehen. Er fühlte sich schlecht honoriert. Die Gleichschaltung des Verlags bzw. Bemühungen in diese Richtung verliefen alles andere als reibungslos. Ein Beispiel dafür aus der sehr interessanten Korrespondenz mit Elster. Dieser schrieb im August 1933:

Ich habe auch, wie ich Ihnen offen aus Freundschaft und Sachlichkeit sagen will, immer noch große Schwierigkeiten, neue Autoren für Ihren Verlag zu gewinnen.

<sup>10</sup> „Die Neue Literatur“, Heft 6, Juni 1934, S. 393-394; hier S. 393.

<sup>11</sup> Ebenda, Heft 8, August 1934, S. 537-538.

<sup>12</sup> Schreiben Kasimir Edschmid an Felix Costa vom 11. Februar 1933. Archiv Paul Zsolnay Verlag, Ordner Edschmid.

<sup>13</sup> Schreiben Felix Costa an Kasimir Edschmid vom 15. Februar 1933, *ebda*.

Erst vorgestern schrieb mir wieder ein wertvoller Autor: „als Nationalsozialist habe ich allerdings das Bedenken, ob den Zsolnay-Verlag bei seinem prononciert jüdischen Gepräge nicht vielleicht doch eine große Gefahr für einen heutigen Autor wäre, zumal er in Wien lokalisiert ist, was ja gegenwärtig zu neuen Kollisionen Anlaß geben könnte“. Und er fragt mich, ob ich glaube, daß eine Umstellung des Verlages genügen würde, um diese Bedenken zu zerstreuen. Solche Äußerung ist durchaus typisch und kennzeichnet die deutsche Situation ebenso wie die Situation Ihres Verlages im Reich<sup>14</sup>.

Elster versuche laufend, Nazi-Autoren unterzubringen (Beispiel Eduard Stucken) und sich als unentbehrlichen Ratgeber aufzuspielen. Es kam aber auch vor, daß einschlägige Autoren einen Vertrag unterschrieben, um ihn entweder sofort zu lösen oder nicht zu erfüllen. Ein Beispiel ist der Schriftsteller Alfons von Czibulka, der von Hermann R. Leber angelockt wurde. Als alle Zweifel über die Identität des Verlags ausgeräumt wurden, schrieb Czibulka im Mai 1938 aus München:

Bei den hiesigen Einstellung gegen den Zsolnay Verlag war es in den beiden letzten Jahren ungefähr vor dem Umbruch in Österreich für einen so betont nationalen reichsdeutschen Schriftsteller [C. stammte aus Böhmen] einfach ausgeschlossen, bei Zs. etwas zu veröffentlichen. Ich konnte das einfach nicht riskieren. Es hätte das meinen ganzen Ruf zerstören können<sup>15</sup>.

Um abschließend zum Thema des „Spezifischen“ zurückzukehren: das Beispiel Zsolnay zeigt, wie unerheblich letzten Endes ein deutsches Selbstbewußtsein dessen Deutschtum mit jenem des Nationalsozialismus nicht übereinstimmte, bei einem Verlag in Österreich war, der sogar Bereitschaft zeigte, nationalsozialistisch zu scheinen und zwar so lange er als weder-noch galt. Auch das mag ein Spezifikum sein.

---

<sup>14</sup> Schreiben Hanns Martin Elster an den Paul Zsolnay Verlag vom 5. August 1933, Archiv Paul Zsolnay Verlag, Ordner Elster.

<sup>15</sup> Schreiben Alfons v. Szibulka an den Paul Zsolnay Verlag vom 19.5.1938, Archiv Paul Zsolnay Verlag, Ordner Czibulka.